

Spielraum – fünf Vergewisserungen

Die Deutsche Kinder- und Jugendstiftung fördert Programme und Projekte in vier Themenbereichen: „Kita und Schule gestalten“, „Bildungspartner vernetzen“, „Perspektiven schaffen“ und „Verantwortung wagen“. Im letztgenannten Bereich werden Projekte unterstützt, die es Kindern und Jugendlichen ermöglichen „ihre Lebenswelt selbst mitzugestalten“ (<http://www.dkjs.de/programme.html>). Auch das Programm SPIELRAUM, welches als Kooperation zwischen der DKJS und dem Sportartikelhersteller Nike arrangiert ist, wird von der DKJS in diesem Themenbereich verortet. Schon der Name des Programms markiert, worum es programmatisch gehen soll: um den Aufbau und die Erweiterung von kindlichen und jugendlichen, aber auch professionellen Handlungsspielräumen.¹ Was damit genau gemeint ist, weist die Programmbeschreibung folgendermaßen aus: Es gehe darum

- öffentliche Plätze unter Beteiligung von Kindern und Jugendlichen in „lebenswertere Orte zu verwandeln – für Teamsport und persönliche Entfaltung“,
- Handlungsmöglichkeiten bei den beteiligten Kindern und Jugendlichen zu erweitern, sowie neue Netzwerke auf Seiten der professionellen Akteure (Kinder- und Jugendarbeit) zu unterstützen und
- über die Kinderanimation, d. h. das „Bespieren“ und Gestalten von Plätzen, neue professionelle und nachbarschaftliche Kooperations-Strukturen anzuregen, Quartiersentwicklungsprozesse zu initiieren und der Abwärtsspirale benachteiligter Stadtteile entgegenzuwirken.

Mit diesen Zielvorgaben reiht sich das Programm in eine breitere Diskussion um die Bereitstellung und Gestaltung von urbanen Spielräumen ein. Leitend ist hierbei zumeist die Forderung: *Mehr Spielräume für Kinder und Jugendliche im städtischen Raum!* Soweit entsprechende systematische Erkenntnisse dazu vorliegen erweist sich diese Forderung auch als evident. Doch: Was bedeutet diese

1 Die zweite zentrale Ebene des Programms SPIELRAUM ist die Ebene der Handlungs- und Vernetzungsräume der erwachsenen AkteurInnen, das heißt der beteiligten Träger (vgl. Beitrag zu den „Professionellen Vernetzungsräumen“ in diesem Band).

Forderung nach (mehr) urbanen Spielräumen für Kinder und Jugendliche – was ist damit, je nach Zeit und Kontext gemeint?

Anders gefragt: Wie verändern sich die Kontextbedingungen und somit auch die Handlungsmöglichkeiten für Kinder und Jugendliche und welche Konsequenzen ergeben sich aus deren Analyse für die Ausgestaltung der Kinder- und Jugendarbeit, die lokal für einen der Plätze verantwortlich zeichnet?

Noch grundsätzlicher stellen sich Fragen danach, was ein Spielraum überhaupt meint: irgendeinen Ort zum Spielen für Kinder und Jugendliche im öffentlichen städtischen Raum, einen exklusiv fürs Spiel der Kinder und Jugendlichen reservierten Ort, einen geschützten Bereich, also einen Ort, der frei ist von Verkehrs- und Lärmbelastungen oder einen Ort, der (auch) einen ermöglichenden Rahmen für die Entwicklungs- und Lernaufgaben von Kindern und Jugendlichen anbietet?

Im Folgenden werden diese Fragen noch nicht in Bezug auf die konkreten Entwicklungen und Situationen an den unterschiedlichen SPIELRAUM-Plätzen beantwortet. Dies kann erst auf Basis der empirischen Befunde in den anderen Beiträgen des vorliegenden Bandes geschehen. Im weiteren Text werden stattdessen vor dem Hintergrund anderer Forschungsbefunde fünf grundsätzliche Vergewisserungen unternommen, um die anschließenden empirischen Befunde in Bezug auf das Programm SPIELRAUM angemessen zu rahmen.

Vergewisserung 1 | Spielraum als Lebensraum von Kindern und Jugendlichen

Der Begriff „Spielraum“ wurde von der Psychologin Martha Muchow (1892-1933) in die sozialräumliche Kindheitsforschung eingebracht und diente ihr vor allem dazu, die subjektiven Perspektiven kindlichen Raum(er)lebens als konstitutiv zu markieren: Spielraum meint hier also den spezifischen Kontext, die Lebenswelt eines oder mehrerer Kinder und Jugendlichen: „Man muß, um sich mit dem Kinde verständigen zu können, nicht nur wissen, wie das Kind in der Welt lebt, sondern man muß auch wissen, in welcher Welt es lebt“ (Martha Muchow 1932(a): 391 zit. nach Muchow/Muchow 1998 [1935]: 42).

Der jeweilige Spielraum umfasst für Muchow daher das nähräumliche „Spielgebiet“, d. h. die Orte, die das Kind alltäglich frequentiert. Zusammen mit dem Streifraum, d. h. denjenigen Orten, die das Kind außerhalb des Wohngebäudes selbständig, ohne die Kontrolle Erwachsener und unregelmäßig aufsucht, bildet der Spielraum den so genannten Lebensraum. In ihrer im Hamburger Arbeiterquartier Barmbek in reformpädagogischer Tradition durchgeführten Studie *Der Lebensraum des Großstadtkindes*, wies Muchow darauf hin, dass sich

die Lebensräume der Kinder heterogen darstellen und sich nach „Lebensalter, Geschlecht, Begabung und Bildungsgrad sowie nach dem Grade ihrer ‚Seßhaftigkeit‘ oder ‚Bewegung‘“ usw. unterscheiden (Muchow/Muchow 1998 [1935]: 147).

Bereits an diesen frühen Hinweisen zu einer systematischen Bestimmung des Begriffs „Spielraum“ wird deutlich, dass dieser in den Fachdiskussionen zumeist in Bezug auf Kindheit Verwendung findet. Spielräume sind dann Orte für Kinder und Räume von Kindern. Auf den ersten Blick könnte daher die entsprechende Überschreibung und somit Kategorisierung des DKJS-Programms irritieren, denn die Ergebnisse der wissenschaftlichen Prozessbegleitung zeigen deutlich, dass die NutzerInnengruppen der fünf Plätze in Deutschland, Österreich und der Schweiz mehrheitlich aus Jugendlichen bestehen (vgl. Beitrag zu den „Handlungs- und Spielräumen der Kinder und Jugendlichen“ in diesem Band). Doch auf den zweiten Blick lässt sich die Entscheidung der DKJS für die Betitelung des Programms als „Programm SPIELRAUM“ auch als bewusste Erweiterung des Spielraum-Begriffs auf das Jugendalter lesen. Von Spielraum im Anschluss an Muchow/Muchow zu sprechen, hieße dann, die schon von ihnen aufgezeigte Praxis von Kindern, den öffentlichen Raum in Großstädten als eigenen Lebensraum anzueignen, auch auf die Praxis von Jugendlichen zu übertragen. Für die Legitimation einer solchen begriffs-konzeptionellen Erweiterung lässt sich auch auf die Befunde zur Diffusion der lange Zeit getrennt voneinander verhandelten Lebensalter von Kindheit und Jugend verweisen: Die eindeutig angenommene Trennlinie ist in dieser Weise inzwischen in der Kindheits- und Jugendforschung zunehmend in Frage gestellt und wird nicht zuletzt von Modellen des Übergangs abgelöst (vgl. Pohl/Stauber/Walther 2011).

Vergewisserung 2 | Spielraum als sozialer Zusammenhang der Gleichaltrigengruppe

Aufbauend auf die Erkenntnisse von Muchows Lebensraumstudie entwickelt die sozialräumliche Kindheitsforschung eine Tradition, die die Bedeutung von Spielräumen für die kindliche Entwicklung immer wieder herausarbeitet: Bezogen auf das städtische Umfeld ist hierbei zum Beispiel die Untersuchung zum „Großstadtkind“ der Stadtforscherin Elisabeth Pfeil (1955) herauszustreichen. Pfeil betont neben der materiellen Dimension des Spielraums vor allem die Bedeutung des sozialen Zusammenhangs und der Gleichaltrigengruppe (Peer), was sie am Beispiel der „Kinderschaft“ beschreibt: Eine „Kinderschaft grenzt sich gegen die andere Kinderschaft ab. Es kommt sogar vor, daß die Kinder der einen Straßenseite sich gruppenhaft gegen die der anderen abschließen. Sie („die

Straße“) wird der Raum für alle Spiele, Klicker- oder Murmelspiel, Hopse, Himmel und Hölle bis zu den Ball- und Tobespielen der Größeren (...) Neben der Wohnstraße sind es der Kinderspielplatz, der Park und das Grundstück, entweder als Baulücke oder als Ruinengrundstück, die von den Kindern auf diese Weise genutzt werden“ (Pfeil 1955: 20).

Ein Spielraum stellt somit bereits in der Denktradition von Pfeil mehr als nur das Klettergerüst, die Halfpipe oder das Fußballfeld dar.

Obwohl nun das Programm SPIELRAUM gerade die *bauliche* Aufwertung der einzelnen Plätze in den Mittelpunkt seiner Förderstrategie stellt, ist damit dennoch keine Reduzierung auf die materielle Ausstattung der Plätze verbunden. Darauf weist vor allem die Programmstrategie hin, die jeweilige Förderung durch die DKJS an die Zusage einer pädagogischen Arbeit durch mindestens einen lokalen Träger zu binden. Dies sollte sowohl die Beteiligung der Kinder und Jugendlichen an der baulichen Gestaltung der Plätze als auch die Sicherung ihres Zugangs und ihrer Nutzungsmöglichkeit gewährleisten.

Vor diesem Hintergrund bleibt das Austarieren zwischen professioneller Intervention und jugendlicher Selbstorganisation in der Gleichaltrigengruppe allerdings eine kontinuierliche Aufgabe an jedem der SPIELRAUM-Plätze.

Vergewisserung 3 | Spielraum als Freiraum in der funktionalisierten Stadt

Gesellschaftliche Modernisierungsprozesse führen spätestens seit der Mitte des 20. Jahrhunderts zur *Institutionalisierung* bzw. *Verregelung der physisch-materiellen Welt* in der Stadt, so lautet die Ausgangsthese der sozialräumlichen Kindheits- und Jugendforschung (Reutlinger 2008). In ihrer Analyse der kindlichen Lebensverhältnisse zeichnen Helga und Hartmut Zeiher (1994) in ihrer Untersuchung über *Orte und Zeiten der Kinder* die zunehmende Spezialisierung und funktionale Trennung städtischer Teilräume nach. Die Funktionalisierung der öffentlichen Räume durch den (Auto-)Verkehr und den Warentausch führt ihrer Diagnose nach zur zunehmenden Verdrängung des kindlichen Spiels von der Straße. Durch diese Entwicklungen würden Kinder häufig in Binnenräume, wie private Wohnungen und halböffentliche Räume abgedrängt, d.h. die Gestaltung des öffentlichen Raums werde zunehmend an den für Erwachsene relevanten Funktionen orientiert, wie Lothar Böhnisch (1999: 128) im Anschluss an Zeiher/Zeiher zusammenfasst: „Die moderne Funktionalisierung der räumlichen Wohnumwelt erweist sich gegenüber den Kindern in mehrfacher Weise als hemmend: Es ist die Durchgängigkeit, mit der die Räume inzwischen funktionalisiert sind: aus Hofeinfahrten sind Garageneinfahrten geworden, Gehsteige und öffentliche Plätze lassen inzwischen nur monofunktionale Nutzung zu, die eher

den Erwachsenen zukommen, Spielplätze sind nach der funktionalen Raumkalkulation und nicht nach dem Raumbedarf der Kinder eingerichtet und erhalten so den Charakter von Reservaten“.

Die Wiedererschließung von Spielräumen im urbanen Kontext ist daher die Grundvoraussetzung für eine kinder- und jugendgerechte Stadtentwicklung. Areale, wie die SPIELRÄUME in Hamburg, Wien oder Zürich, die mit Unterstützung der DKJS von den Kindern und Jugendlichen gemeinsam mit den lokalen Trägern der Kinder- und Jugendarbeit erschlossen wurden, können insofern als Gegenpol zur Funktionalisierung der städtischen Lebenswelten gelesen werden.

Vergewisserung 4 | Spielraum als Spielgebiet und optimal gestaltete Kinder(um)welt

Forderungen nach „kinderfreundlichen Wohnumwelten“, „Kinderöffentlichkeiten“ (Harms u.a. 1984; 1988), einer „bespielbare(n) Stadt“ (Meyer 2009) oder der „Durchspielbarkeit der Stadt“ (von der Haar 2004) setzen an der aufgezeigten Diagnose einer Funktionalisierungsdynamik in der Stadtentwicklung an und betonen demgegenüber die Relevanz des Kindes mit seinen Bedürfnissen nach Spiel und Bewegung. Hans-Peter Barz (2003: 16) fordert in diesem Sinne zum Beispiel einen „Spielraum für alle“: „Unsere Stadt – unsere Gesellschaft muss generell kinderfreundlich werden. (...) Denn: Was gut ist für die Kinder, ist gut für uns alle!“. Ansatzpunkt einer solchen Perspektive ist das kindliche Spiel. Die Reichweite einer solchen Positionierung wird fachlich allerdings auch kontrovers diskutiert: Soll damit die ganze Stadt oder das ganze Dorf als Kinderspielplatz betrachtet und entsprechend gestaltet, „ein zonierter, fest-verorteter Kinder-Spielraum“ mit klaren Kinder(vor)rechten eingerichtet (Deinet 2009: 105; kritisch dazu Fritz 1992) oder mobile Spielstrukturen vorgehalten werden (vgl. Mayrhofer/Zacharias 1973; Grüneisl/Knecht/Zacharias 2001)? Allen drei Ansätzen unterliegt allerdings die gemeinsame Annahme, dass das „Spielen als wichtige Erfahrungsform bedroht“ und deshalb die Frage zu beantworten ist, „wie wir als Spielplaner und Spielpädagogen darauf reagieren können“ (Zacharias 2003, o.S.).

Insofern lassen sich Spielräume nicht nur als Gegenpol zur Funktionalisierung der Großstädte verstehen, sondern auch sie selbst sollten wiederum nicht monofunktional arrangiert werden. Die Bemühung, die lokalen SPIELRÄUME so anzulegen, dass ihre multifunktionale Nutzungsweise baulich ermöglicht wird, ist in allen untersuchten Programmstandorten nachweisbar. Gleichzeitig weisen die konkreten Nutzungsweisen der Kinder und Jugendlichen an al-

len Plätzen darauf hin, dass mit der baulichen Ermöglichung von Mehrfachnutzung die Gefahr einer monofunktionalen Nutzung keineswegs ausgeschlossen ist. Weder sind damit Dominanzverhältnisse auf dem Platz zwischen einzelnen Nutzergruppen zu verhindern, noch die Spontaneität des Spieles festlegbar.

Die bauliche Ausweisung von bestimmten Arealen als Spielräume birgt auch noch eine weitere Gefahr: Spielen, insbesondere das Spiel von Kindern und Jugendlichen, ist kulturell als Gegenbild zur Arbeit, und damit dem „Ernst des Lebens“, konnotiert: „Man betont entweder die Notwendigkeit eines autonomen Spielraumes für die tätige Eroberung der Welt im hier und jetzt oder man setzt den Akzent auf eine möglichst intensive Vorbereitung auf ein gelingendes Erwachsenenleben“ (Lange 2000a: 212). Die Etablierung von Spielräumen in so genannten benachteiligten Wohngebieten führt daher für die verantwortlichen AkteurInnen in eine paradoxe Situation: Einerseits sind solche Initiativen vor dem Hintergrund der häufig mangelnden infrastrukturellen Ausstattung eine dringende Notwendigkeit; andererseits sollten sie nicht darüber hinwegtäuschen, dass Spielräume nur einen Bestandteil der defizitären Infrastruktur darstellen – und somit keine Substitution für die fehlenden kulturellen und sozialen Teilhabemöglichkeiten bereitstellen können, nicht zuletzt im Bereich des Arbeitsmarktes.

Vergewisserung 5 | Spielräume als Optionsräume individuellen Handelns

Mit Verweis auf die konstitutive Verknüpfung von individuellen Möglichkeiten mit den „objektiven“ äußeren Lebensumständen werden – in der Tradition der Lebenslagenforschung – die Lebenslagen der AkteurInnen als Spielräume aufgeschlossen. Ihre sehr unterschiedliche Ressourcenausstattung, so die zentrale Annahme, macht sie zu je individuellen Optionsräumen für die Kinder und Jugendlichen: Sie ermöglichen oder begrenzen entsprechend deren Teilhabemöglichkeiten.

Hans Rudolf Leu (2002) greift in seiner Typologie der Spielräume das Lebenslagenkonzept von Nahnsen (1975) wieder auf, indem er relevante Spielräume markiert: zum Beispiel den Einkommenspielraum, den Lernspielraum und den Kontaktspielraum. Gleichzeitig differenziert Leu (2002: 22ff.) seine Typologie der Spielräume in Anlehnung an das sozialökologische Sozialisationskonzept in individuelle, familiale, institutionelle Ressourcen und Ressourcen im sozialen Umfeld.

Spielraum heißt damit, die Lebenswelten der Kinder und Jugendlichen in ihrer Ganzheit, hinsichtlich ihrer materiellen wie sozialräumlichen Dimensionen wahrzunehmen. Dies verweist zugleich darauf, dass ein ausschließlich territori-

ales Verständnis von Spielräumen zu kurz greift. Spielräume umfassen die materielle, das heißt die bauliche und ökonomische, *wie* die soziale, die kulturelle und politische Dimension.

In der wissenschaftlichen Prozessbegleitung des Programms SPIELRAUM wurde diesem Sachverhalt dadurch gerecht zu werden versucht, dass die analytische Perspektive im theorie-konzeptionellen Modell der Spielräume als Bildungsräume multi-dimensional gefasst wurde (vgl. den nachfolgenden Beitrag in diesem Band).

Literaturverzeichnis

- Agde, Georg/Degünther, Henriette/Hünnekes, Annette (Hrsg.) (2003): Spielplätze und Freiräume zum Spielen. Ein Handbuch für die Praxis. Berlin: Beuth.
- Barz, Hans-Peter (2003): Spielraum für alle? In: Agde et al. (2003): 11–16.
- Berufsverband, Deutscher Psychologen (Hrsg.) (1962): Psychologische Rundschau Band 13: Dr. C. J. Hogrefe.
- Böhnisch, Lothar (1999): Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. Weinheim/München: Juventa-Verlag.
- Deinet, Ulrich (2009): Betreten erlaubt! Projekte gegen die Verdrängung Jugendlicher aus dem öffentlichen Raum. Soziale Arbeit und sozialer Raum Band 1. Opladen: Barbara Budrich.
- Deutsche Kinder- und Jugendstiftung (2012): Programme. <http://www.dkjs.de/programme.html>. 15. Mai 2012.
- Fritz, Jürgen (1992): Spielzeugwelten. Eine Einführung in die Pädagogik der Spielmittel. Grundlagentexte soziale Berufe. Weinheim: Juventa-Verlag.
- Grundmann, Matthias (Hrsg.) (2000): Sozialökologische Sozialisationsforschung. Ein anwendungsorientiertes Lehr- und Studienbuch. Konstanz: Universitäts-Verlag.
- Grüneisl, Gerd/Knecht, Gerhard/Zacharias, Wolfgang (2001): Mensch und Spiel. Der mobile „homo ludens“ im digitalen Zeitalter, 2001 plus. Unna: LKD-Verlag.
- Grüneisl, Gerd/Zacharias, Wolfgang (2002): 30 Jahre Spiel & Kultur mobil in München. Spiel- und kulturpädagogisches Lesebuch Band 5. München: Stadtjugendamt.
- Harms, Gerd/Preissing, Christa (1988a): Kinderöffentlichkeit und Strassensozialisation. In: Harms; Preissing (1988): 91–107.
- Harms, Gerd/Preissing, Christa (Hrsg.) (1988b): Kinderalltag. Beiträge zur Analyse der Veränderung von Kindheit. Berlin: FIPP-Verlag.
- Harms, Gerd/Preissing, Christa/Richtermeier, Adolf (1984): Kinder und Jugendliche in der Großstadt. Berlin: Fortbildungsinstitut für die Pädagogische Praxis.
- Lange, Andreas (2000a): Aufwachsen in Zeiten der Unsicherheit. Kultur und Alltag im postmodernen Kinderleben. In: Lange; Lauterbach (2000b): 209–240.

- Lange, Andreas/Lauterbach, Wolfgang (2000b): Kinder in Familie und Gesellschaft zu Beginn des 21sten Jahrhunderts. Der Mensch als soziales und personales Wesen Band 18. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Lange, Andreas/Lauterbach, Wolfgang (Hrsg.) (2000b): Kinder in Familie und Gesellschaft zu Beginn des 21sten Jahrhunderts. Der Mensch als soziales und personales Wesen Band 18. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Leu, Hans Rudolf (2002): Sozialberichterstattung zu Lebenslagen von Kindern. DJI-Reihe Kinder Band 11. Opladen: Leske + Budrich.
- Mayrhofer, Hans/Zacharias, Wolfgang (1973): Mal mit uns, spiel mit uns. Malspiele für grosse und kleine Kindergruppen. Ravensburg: Maier.
- Meyer, Bernhard (2009): Die bespielbare Stadt. Die Rückeroberung des öffentlichen Raumes. Aachen: Shaker.
- Muchow, Martha/Muchow, Hans Heinrich/Zinnecker, Jürgen (1998): Der Lebensraum des Großstadtkindes. Kindheiten Band 12. Weinheim: Juventa Verlag.
- Nahnsen, Ingeborg (1975): Bemerkungen zum Begriff und zur Geschichte des Arbeitsschutzes. In: Solms-Roedelheim; Osterland (1975): 145–166.
- Otterstädt, Herbert (1962): Untersuchungen über den Spielraum von Vorortkindern einer mittleren Stadt. In: Berufsverband (1962): 275–287.
- Pfeil, Elisabeth (1955): Das Großstadtkind. Bedrohte Jugend, drohende Jugend. Stuttgart Band 35. Stuttgart: Klett.
- Pohl, Axel/Stauber, Barbara/Walther, Andreas (Hrsg.) (2011): Jugend als Akteurin sozialen Wandels. Veränderte Übergangsverläufe, strukturelle Barrieren und Bewältigungsstrategien. Weinheim: Juventa-Verlag.
- Reutlinger, Christian: Der Blick in unsichtbare Rückzugswelten von Jugendlichen. Reflexionen zum öffentlichen Raum als Bildungs- und Aneignungsraum. In: Sozial Aktuell. 11. 2008. 18–21.
- Solms-Roedelheim, Max Ernst/Osterland, Martin (Hrsg.) (1975): Arbeitssituation, Lebenslage und Konfliktpotential. Festschrift für Max E. Graf zu Solms-Roedelheim Festschrift für Max E. Graf zu Solms-Roedelheim. Frankfurt am Main/Köln: Europäische Verlagsanstalt.
- Tonucci, Francesco (1996): La ciudad de los niños. Un modo nuevo de pensar la ciudad. Buenos Aires: Losada.
- Von der Haar, Regina (2004): Spielen in der Stadt. http://www.galk.de/arbeitskreise/ak_spielen/firm_aksp.htm. 13. April 2012.
- Walther, Andreas/Pohl, Axel/Stauber, Barbara (2011): Jugend als Akteurin sozialen Wandels. Einleitung. In: Pohl et al. (2011): 7–19.
- Zacharias, Wolfgang (2003): Umwelt als Spiel- und Lernraum. <http://aba-fachverband.org/index.php?id=129>. 13. April 2012.
- Zeiber, Hartmut J./Zeiber, Helga (1994): Orte und Zeiten der Kinder. Soziales Leben im Alltag von Grossstadtkindern. Weinheim/München: Juventa-Verlag.

Urbane Spielräume

Bildung und Stadtentwicklung

Kessl, F.; Reutlinger, C. (Hrsg.)

2013, VI, 149 S. 11 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-531-17756-4